



# Das Feuilletton

ZEITUNG FÜR DEBATTE, KULTUR, MEDIEN UND ZEITGESCHEHEN



## Lustig! Ernsthaft?

Die österreichischen Kabarettistinnen Maria Muhar und Toxische Pommes im Interview über Klein- und Großkunst. SEITE 23

### FILMFESTSPIELE IN GRAZ UND AUF PAPIER

**KINO UND KANAL.** Noch bis 9. April richtet die Diagonale in Graz alle Scheinwerfer auf das österreichische Filmschaffen. Für Matthias Greuling Anlass, den Filmstandort Österreich auszu-leuchten. Wie sieht es wirtschaftlich aus, abseits von Kassenschlagern wie Josef Haders „Andrea lässt sich scheiden“? Welche Rolle spielen Streaming und Co., welche internationale Investoren? Welche künstlerischen Visionen bringt die nähere Zukunft? Welche Folgen haben Vorwürfe verschiedenster Fehlverhalten in der Branche?

Was Birgit Minichmayr – derzeit omnipräsent in Film (neu als Maria Lassnig), Theater (aktuell in „Heldenplatz“) und Streaming („Nachts im Paradies“ auf Canal+) – über Männer, die ihre Macht missbrauchen, sagt, können Sie auch in dieser Ausgabe lesen. Und apropos unterirdisch: Ein Film, der Weltkarriere machte, war in Österreich gar nicht so beliebt. Dabei wurde er in Wien gedreht: „Der Dritte Mann“. Georg Strassgchwandtner sammelt alles, was ihm dazu unterkommt. Und dann haben wir uns noch Gedanken gemacht, was nach dem Abspann von „Dirty Dancing“ passiert ist. Seiten 9 bis 14

Foto: Robert Newald

### ENTRÉE: Der Moment, in dem wir den Bezug zu uns selbst verlieren

Schon vor gut zehn Jahren wurde mein inzwischen verstorbener Vater darauf hingewiesen, dass Überweisungen bei seiner Bank künftig digital zu erfolgen hätten. Also, es gibt zwar nach wie vor die Möglichkeit, den Zahlschein per Hand auszufüllen und ihn in die elektronische Überweisungsmaschine einzuführen (wo diese dann trotz KI kaum ein handschriftliches Zeichen erkennt und man erst recht alles händisch korrigieren muss), aber diese Art der Überweisung lassen sich die Banken teuer bezahlen. Wer keine Bank-App hat, der blecht eben. Standen da bei der Sparkasse noch 0,99 Euro pro Zahlschein zu Jahresende 2023, so sind es jetzt schon 1,29 Euro. Lassen sich diese 30 Prozent mehr wirklich mit der Inflation erklären?

Mein Vater war 35 Jahre lang im Dienst einer heimischen Großbank. Dann ging er in Pension. Was er stets kritisiert hat, waren die in den letzten Jahren auch durch die EU

verordneten, stark abgeänderten Regeln zwischen der Bank und ihren Kunden: Da gab es Suderanten und Superreiche, aber alle waren in einem gleich: Sie brauchten Geld. Und da galt die von Menschen durchgeführte Abwägung: Wer kriegt was, wer kriegt nix? Wem vertrauen wir? „Der Computer kann das nicht entscheiden“, sagte mein Vater immer. Heute gibt es eine KI, die berechnet, wer kreditwürdig ist und wer nicht. Da zählen nicht mehr „in jeder Hinsicht die Menschen“.



Dazu ein prägendes Ereignis in Bezug auf Banken und ihren Umgang mit den Kunden, die ihnen Millionengewinne bescheren, weil sie ihnen ihr Geld anvertrauen, mit dem spekuliert werden darf: In einer Bankfiliale werde ich Ohrenzeuge, wie einem alten Mann am Rollator gesagt wird: „Es gibt in dieser Filiale leider keine Kassa mehr (!). Versuchen Sie es doch in der Filiale in der Josefstädter Straße. Die ist nur rund 800 Meter entfernt“. Eine geradezu lächerliche Distanz!

Mein Schwiegervater ist 91 und erfreut sich zum Glück einer hervorragenden Gesundheit. Er hat schon seit Jahren kein Geld mehr auf der Bank liegen, sondern alles gut verstaut in bar. „Diesen Betrügnern überlasse ich keinen Cent“, sagt er immer.

Und dann platzt in diese Gemengelage die Meldung, dass die Raiffeisenbank im Bezirk Lilienfeld die Schließung von sechs Filialen plant, weil „die Kundenfrequenz zu gering“ sei. Wieder ein paar Dutzend alte Menschen mehr, die dann halt nicht mehr den Zahlschein aufgeben können. Die dann andere bitten müssen. Die dann noch weniger soziale Kontakte haben. Für die ein Gang zur Bank in den letzten Jahren wie ein Jahrhundertereignis in Bezug auf die eigene Selbstbestimmung gewesen ist.

Verlieren wir den Bezug zu den alten Menschen, verlieren wir den Bezug zu uns selbst. Wir wissen dann bald nicht mehr, wer wir sind.

greuling@feuilleton.online

Foto: Katharina Sartena

### IN DIESER AUSGABE

**Medien:** Kann Kriegsbericht-erstellung fehlerfrei sein? Seite 4

**Pop:** Kaum ein Musikgenre hat so ein Faible für Aliens Seite 3

**Oper:** Spaßvögel lieben den „Lohengrin“ Seite 8

**Kunst:** Sudanesischer Künstler im Exil Seite 22

**Politik:** Ostdeutschland und die AfD Seite 24

### feuilleton.online

Herausgegeben von Bernhard Baumgartner, Christina Böck und Matthias Greuling

Monatsschrift, Österreichische Post AG, MZ 232044041 M, Retouren an Postfach 555, 1008 Wien, Das Feuilleton, Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien



## Leitartikel

## Zwei halbe Kulturhauptstädte

Zum dritten Mal gastiert der Titel „Kulturhauptstadt Europas“ seit seiner Einführung heuer in Österreich. 2003 war es Graz, das

zum ersten Mal das gigantische Brimborium veranstaltete. 2009 trat Linz in die Fußstapfen. 2024 wäre mit St. Pölten die dritte Landeshauptstadt bereitgestellt, die enorme finanzielle Bürde zu stemmen. Doch die Entscheider wollten offensichtlich einen Paradigmenwechsel: Das Salzkammergut mit seiner Signature-Stadt Bad Ischl machte das Rennen und ist nun – nach erheblichen Schwierigkeiten in der Anlaufphase – Ort des prestigereichen, aber auch teuren Unterfangens.

Programmlich kann man dazu noch wenig sagen. Rund um das Kulturjahr hat sich ein loser internationaler Kulturbetrieb etabliert, der jedes Jahr neue Projekte anbietet, ganz egal, wo das Jahr auch abgehalten wird. Der Schwarm an Internationalität lässt sich eben dort nieder, wo das Geld ist. Für Flair und Avantgarde ist also immer gesorgt. Wenn man möchte. Und es sich leisten kann. Damit von anderen Städten abheben kann man sich aber nicht. Denn letztlich sind es doch die regionalen Impulse, die Individualität schaffen. Und da war – abgesehen von kräftigem Jodeln – bisher wenig Spektakuläres zu vernehmen.

Das Salzkammergut hat sich dazu entschlossen, das Projekt vergleichsweise auf Sparflamme zu kochen: 30 Millionen Euro stehen als Budget zur Verfügung. Viel Geld, sicher. Aber Linz investierte 2009 fast 70 Millionen und Graz 2003 damals 60 Millionen (inoffiziell waren es wohl mehr – die Stadt zahlte Jahre an den Schulden). Da kann man nicht umhin zu fragen, warum man den Titel wollte, wenn man nie vorhatte, in der oberen Liga mitzuspielen.

Zumal die Städte Graz und Linz flankierend ein umfassendes Bauprogramm hatten, das erst für die nötige Nachhaltigkeit sorgte. Das Kunsthaus Graz in seiner spektakulären „Alien“-Architektur wurde

**DAS SALZKAMMERGUT vergibt mit dem Kulturhauptstadtjahr eine Jahrhundert-Chance auf Nachhaltigkeit. Es fehlt an Geld und Ernsthaftigkeit.**

vom Tag der Eröffnung weg genauso ein neues Wahlzeichen wie die künstliche Murinsel. Dazu Listhalle, Stadthalle, Kindermuseum und

Literaturhaus – all das wurde 2003 eröffnet und wirkt seitdem nach. Auch Linz nutzte den Impuls zu weitreichenden Verbesserungen in der Infrastruktur. Das Ars Electronica Center wurde völlig neu gestaltet und mit einem großzügigen Zubau zur Donau hin neu definiert. Dazu wurde das neue Atelierhaus Salzamt ebenso renoviert wie das ehemalige Wohnhaus von Johannes Kepler.

In Bad Ischl hat man für das alles weder das nötige Geld noch den unverzichtbaren Mut zum Denken in großen Zeiträumen. Außer der Renovierung des maroden Lehár-Theaters wird es kaum bauliche Verbesserungen geben, womit ein erheblicher Teil der Investition wohl ohne Nachhall verklingen (verjodeln?) wird. So sehen vergebene Chancen aus.

Wie man es besser machen hätte können, zeigt nun gerade St. Pölten vor, das mit seiner Bewerbung abgeblitzt ist. Einen Teil des budgetierten Geldes (17 Millionen Euro) steckt man in das neue Festival Tangente, das heuer im April startet. Dafür hat man unter anderem die ehemalige Synagoge komplett restauriert und zu dem architektonischen Schmuckstück gemacht, das sie einmal war. Entstanden ist so ein neuer, symbolträchtiger Ort der Begegnung und Kultur – für viele Jahre. Ein gutes Beispiel, wie Kultur gleichsam zum Katalysator für Verbesserungen in Städten werden kann.

Doch den Zug hat man in Bad Ischl allem Anschein nach verpasst. Möglicherweise auch deshalb, weil man bei 23 beteiligten (besser rivalisierenden) Gemeinden in unterschiedlichen Bundesländern und von unterschiedlicher Couleur quasi automatisch provoziert, dass Zwist, Neid und Geltungssucht über das große Ganze gestellt werden. Ein durchaus vorhersehbarer Systemfehler, aus dem man für die Zukunft etwas lernen sollte.



Bernhard Baumgartner ist Herausgeber von „Das Feuilleton“.



Das nächste „Feuilleton“ (Nr. 5, Mai 2024) erscheint am Freitag, 3.5. in den Trafiken, im Handel und im Abo.



Sie können unter [www.feuilleton.online](http://www.feuilleton.online) ein Abo abschließen

## IMPRESSUM

## Das Feuilleton

Medieninhaber:  
Verein zur Förderung des österreichischen Feuilleton-Journalismus (VFFJ)  
Postanschrift: Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien  
ZVR: 1527887965, UID: ATU79850813, IBAN: AT69 2011 1848 9174 8300

Herausgeberin und Herausgeber:  
Bernhard Baumgartner, MA, Mag. Christina Böck, Matthias Greuling, BA  
Chefredaktion: Mag. Christina Böck  
Co-Herausgeberinnen und Co-Herausgeber:  
Severin Groebner, MSc, Julia Wagner

Ständige Kolumnistinnen und Kolumnisten:  
Severin Groebner, Walter Gröbchen, Mag. Claudia Aigner

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:  
Reinhard Astleithner, Gunther Baumann, Mag. Judith Belfkih, Paula Dorten, Mag. Christoph Irrgeher, Manfred Klimek, Dr. Antonia Rados, Andreas Rauschal, Dr. Andrea Reisner, Martin Reiterer, Martin Rolshausen, Mag. Uwe Schögl, Markus Schönherr  
Fotoredaktion: Robert Newald, Katharina Sartena. Lektorat: Dr. Barbara Giller

Verlagsort: Wien

Grafik, Layout und Design:  
Matthias Greuling Werbeagentur, 2340 Mödling

Druck: Styria Print Group, Styriastraße 20, 8042 Graz

Einzelpreis: 5,90 Euro inkl. 10%UST  
„Das Feuilleton“ erscheint in Print zehn Mal im Jahr.  
Jahresabo: 60 Euro inkl. 10%UST  
Bestellungen: [abo@feuilleton.online](mailto:abo@feuilleton.online)  
Telefon: 0664 / 996 040 39, from abroad: +43 664 996 040 39 (Mo, Mi, Fr von 14-16h)

Website: [www.feuilleton.online](http://www.feuilleton.online), Mail: [office@feuilleton.online](mailto:office@feuilleton.online)

Die Offenlegung gem. §25 Mediengesetz ist ständig hier abzurufen:  
[www.feuilleton.online/kontakt/impressum-datenschutz](http://www.feuilleton.online/kontakt/impressum-datenschutz)  
Gefördert durch die Wirtschaftsagentur Wien. Ein Fonds der Stadt Wien.

## Die rote Linie

## Die schlechtesten Seifenoperndatoren

Der Titel der Prinzessin von Wales scheint aus historischen zwingenden Gründen mit einer perversierten Medienpraxis behaftet zu sein. Bei Prinzessin Diana haben dafür die traditionellen Medien gesorgt. Ihre Schwiegertochter Kate durfte nun erfahren, was 2024 mithilfe der Sozialen Medien daraus geworden ist. Sie hatte sich ja nach einer Operation aus der Öffentlichkeit zurückziehen wollen. Diese hatte „nur“ erfahren, wann sie ihre Arbeit wieder aufnehmen würde. Dass es ihr gutes Recht ist, ihre Diagnose privat zu halten, ist ein lästiges Faktum: Rasch blühten Verschwörungstheorien auf. Eine irre Spirale setzte sich in Gang, die durch ein schlecht bearbeitetes Familienfoto noch mehr angetrieben wurde.

Es folgten Fake News Fotos, denen die Leute Glauben schenkten und ein Video, auf dem ein Marktbesucher Kate gefilmt hat – dem die Leute keinen Glauben schenkten. Die Menschen im

Netz schrien gleichzeitig: „Zeig dich!“ und „Ah, sie zeigt sich. Moment, warum kann sie einkaufen gehen, aber nicht arbeiten!“ Sie lästerten, wäre sie halt mal nicht so gemein zu Meghan gewesen und es gab Gerüchte über eine Affäre Williams.



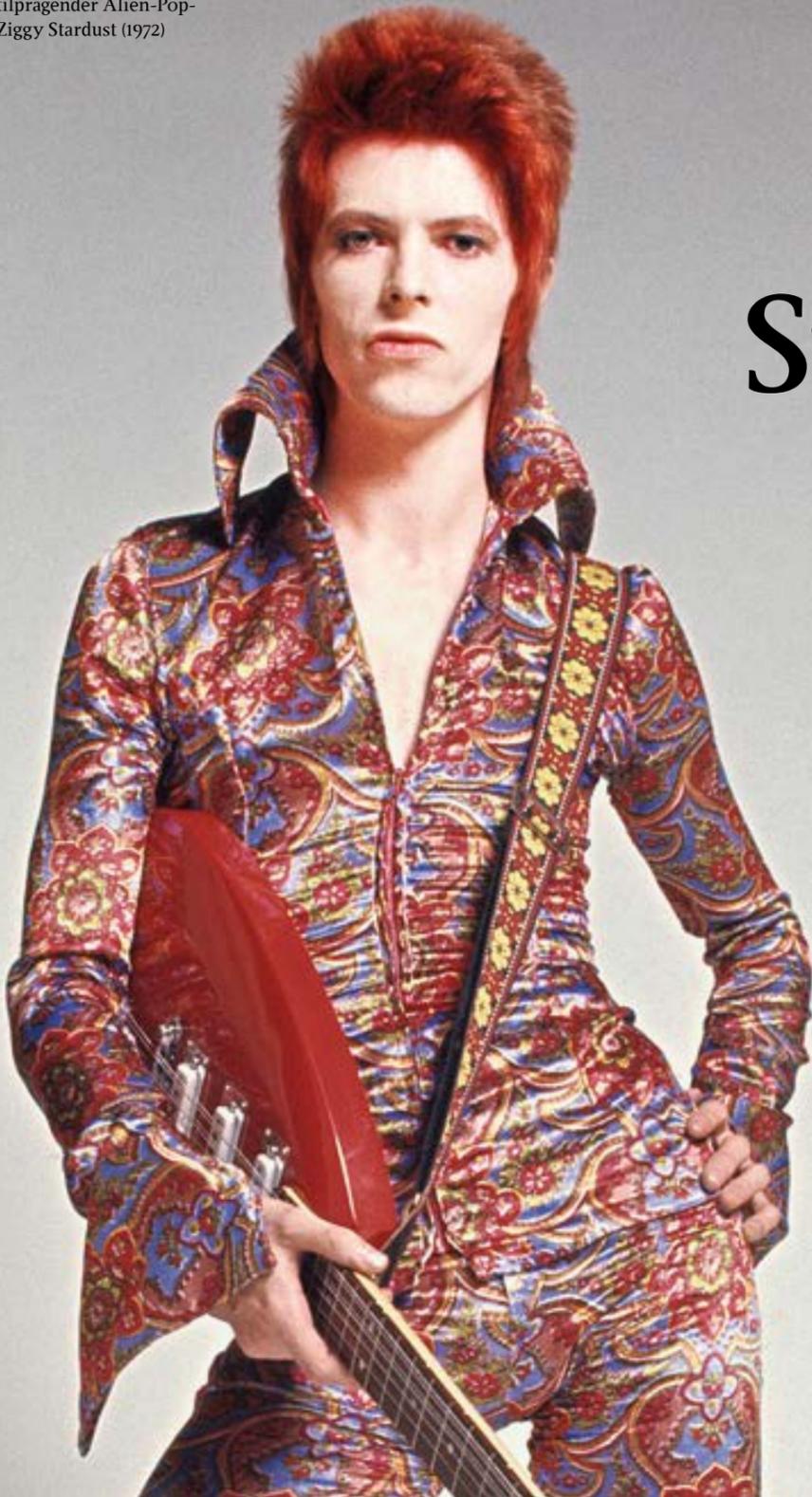
Die Frau sollte mal sehen, wenn sie sich erdreistet, ihre Diagnose nicht zu verraten. Der Druck war am Ende so groß, dass sie gezwungen war, sie doch bekannt zu geben. Die Prinzessin hat Krebs. Sie ist 42. Sie hat drei kleine Kinder.

Die massive Objektifizierung, die hier stattgefunden hat, ist beschämend. Die Seifenoper, die sich die Menschen im Internet unter Zuhilfenahme der klassischen Medien und Vernachlässigung jeder Empathie zusammenschrieben haben, hat kein Happy End. Schon wenige Stunden später wurde die Prinzessin auf Twitter der Lüge bezichtigt. Warum? Weil die Trolle es können.

CHRISTINA BÖCK

Foto: Shutterstock

Völlig losgelöst: David Bowie als stilprägender Alien-Popstar Ziggy Stardust (1972)



# Sie sind unter uns

**ALIENS** bevölkern das Popuniversum seit jeher. Eine kleine Raumreise anlässlich des neuen Albums der Einstürzenden Neubauten, „Rampen (apm: alien pop music)“.

formance heuer dazu ermutigen, „das Nein zu Ausgrenzung und Abwertung anderer mit dem Anders-Sein der anderen in Verbindung treten zu lassen“, wie es im Programmheft dazu gewohnt kopflastig heißt.

## DURCH UNENDLICHE WEITEN

Die Wahrheit jedenfalls, sie ist irgendwo da draußen – und ein Teil davon lautet: Konfrontiert etwa mit der Titelmelodie von „Akte X – Die unheimlichen Fälle des FBI“ dürften noch all jenen kalte Schauer über den Rücken laufen, deren Erstbegegnung mit der Serie um Special Agent Fox Mulder und Special Agent Dana Scully in der Kindheit erfolgte. Nicht jeder Alien da draußen ist eh lieb und will wie E.T. nur spielen oder nach Hause telefonieren. In diesem Spannungsfeld lässt sich dann auch die gesamte vorläufige Geschichte in der Wechselbeziehung zwischen außerirdischem Leben und der Hörerschaft auf Mutter Erde verstehen. Von ersten fiktiven Aliensichtungen durch Ella Fitzgerald („Two Little Men In a Flying Saucer“) und Woodie Guthrie („My Flying Saucer“) noch in den 1950er-Jahren über den Gruselfaktor einschlägiger Verschwörungen und Mythen bei den Ramones („Zero Zero UFO“) und den Pixies („Motorway to Roswell“) bis hin zum gefeierten Alien-Popstar Ziggy Stardust, seinerzeit, als das Spacerock-Zeitalter erst ausgerufen wurde. Von den Byrds, die das irdische Jammerthal mit den fliegenden Untertassen verlassen wollten („Mr. Spaceman“, 1966) bis zu David Bowies Himmelfahrt in seiner letzten Rolle als ewiger „Blackstar“ (1947–2016).

„Fell in love with an alien, fell in love with her eyes“: In den 1990er-Jahren musste man sich allerdings nicht nur in Sachen „Akte X“, sondern auch vor der Kelly Family fürchten. Wobei man hier besser auf den Text gehört hätte. Wie bei ähnlich gelagerten Beispielfällen von Jami-

roquai („Cosmic Girl“) oder Ash („Girl From Mars“) ging es dabei nicht etwa um den Austausch von Körperflüssigkeiten zwischen Mensch und Weltraumwesen, sondern um den alles überstrahlenden Glanz des irdischen Gegenübers, für den es neben der rosaroten Brille offenbar auch einen intergalaktischen Vergleichsrahmen braucht. So viel also noch zum Thema „Die Marsmännchen kommen“. Womit wir auch schon bei Joe Meek gelandet wären.

## TRIPS INS ALL

Der britische Musiker, Produzent und Toningenieur lieferte mit seinem obskuren Konzeptalbum „I Hear A New World“ bereits im Jahr 1959 und somit ein volles Jahrzehnt vor der ersten bemannten Mondlandung ein Stück sehr frühe akustische Grundlagenforschung. Gemeinsam mit einer einschlägig The Blue Men benannten Skiffle Group und heliuminduziert nach den Chipmunks auf LSD klingenden Weltraumbewohnern war damit auch der Grundstein für eines gelegt: Immer wieder sollten fortan die Grenzen zwischen manifester Raumreise und sternhagelvoll von der Couch aus unternommenen Trips gehörig verschwimmen. Oder wie es bei The Prodigy 1992 auf Amphetaminen und unter Rückgriff auf alte jamaikanische Kifferware aus dem Hause Max Romeo und Lee „Scratch“ Perry hieß: „I'm gon' send him to outer space to find another race / I'll take your brain to another dimension!“

Bach, Beethoven, Chuck Berry, Tiergeräusche, aserbajdschanische Sackpfeifen und Dr. Kurt Waldheim als Grüßaugust: Wie allfällige Aliens wiederum auf unsere mit den Raumsonden Voyager 1 und Voyager 2 nach Outer Space geschickten Audiobotschaften reagieren würden, steht übrigens nach wie vor in den Sternen. Wir gehen aber auch hier von einer unheimlichen Begegnung der dritten Art aus. 

ANDREAS RAUSCHAL

Vielleicht kennen Sie das: Man zieht Ihnen den Boden unter den Füßen weg, versetzt Sie in fremde Gefilde, Sie erkunden freiwillig unerforschtes Terrain und brechen von sich aus zu neuen Ufern auf, jedenfalls überkommt Sie dabei eine alte Erkenntnis, die Karl Valentin einmal so formulierte: Fremd ist der Fremde nur in der Fremde.

Diesbezüglich verfügt die englische Sprache über die äußerst treffende Bezeichnung „alienation“, Entfremdung. Gerade in seinen Randzonen kennt sich Pop als Andockstation für alle Nerds, Freaks und Outcasts da draußen besonders gut damit aus. Man könnte jetzt etwa an Radiohead und ihren Song „Subterranean Homesick Alien“ von 1997 denken, aber da schleicht sich im Autoradio auch schon Sting hinterlistig in den Gehörgang: „Whoa! I'm an alien, I'm a legal alien! I'm an Englishman in New York...“ Das war im Jahr

1987, und Sting sang damals nicht über sich selbst, sondern in biografischer Mission über den im Alter von 73 Jahren im Big Apple gestrandeten britischen Exzentriker Quentin Crisp, eine Identifikationsfigur der frühen Homosexuellenbewegung.

## NACH ST. PÖLTEN TELEFONIEREN

Derzeit erlebt der Alien-Begriff im Pop eine gewisse Renaissance. Nicht nur haben die Einstürzenden Neubauten mit „Rampen (apm: alien pop music)“ (Potomak) soeben ein neues Album vorgelegt, auf dem Sänger Blixa Bargeld in Songs wie „Planet Umbra“ und „Trilobiten“ extraterrestrische Gefilde und alienhaft anmutende Gliederfüßer aus der Urzeit erforscht, die nun auch schon wieder seit rund 250 Millionen Jahren ausgestorben sind. Wobei, wie es dazu im beigelegten Promo-Waschzettel heißt, entlang der Grenzlinie „Musik für Aliens und Außen-seiter“ natürlich auch und vor allem der eigene Sonderstatus im irdischen Musik- und Enter-

tainmentgewerbe beschworen wird. Tatsächlich verfügt unser Heimatplanet ja nur über eine Entität, die sich als Blixa Bargeld identifizieren lässt.

Noch bevor die Einstürzenden Neubauten ihre Europatournee am 5. September in der Wiener Arena beginnen werden und relativ kurz nachdem die zwar ufologisch interessierte, orthografisch aber etwas schlampige Berliner Techno-DJ Ellen Allien live in der Grelle Forelle zu erleben war, schlagen außerdem The Notwist demnächst an einem Ort auf, an dem kaum je ein UFO freiwillig landen würde: Mit ihrer „Alien Disko“ kuratiert die Band aus Weilheim am 4. Mai ihr eigenes Festival im Rahmen der Tangente St. Pölten. Und nicht zuletzt leistet an zwei langen Wochenenden von 19. bis 21. sowie von 26. bis 28. April auch das Donaufestival in Krems seinen Beitrag zum umrissenen Forschungsfeld. Unter dem Motto „Community of Aliens“ will die Veranstaltungsreihe mit Schwerpunkt Pop und Per-

# Gibt es fehlerfreie Kriegsberichterstattung?

*Der Gaza- und der Ukraine-Krieg werfen Fragen über Berichterstattung im Zeitalter von Fake News und KI auf. Es gibt keine Zauberformel, wie man über Kriege berichten sollte. Kriegsreporterin Antonia Rados über Regeln und Grenzen der Berichterstattung unter Gefahren.*



Schon immer waren Reporter im Krieg eine wichtige Informationsquelle.

Foto: The Australian War Memorial, Unsplash

ANTONIA RADOS

Ich bin mir völlig bewusst, mit den nächsten Sätzen tue ich dem Journalismus keinerlei Gefallen.

Es ist aber nicht das erste Mal, dass ich die folgende Geschichte erzähle. Ich bin nicht stolz auf sie. Ich wünschte, sie wäre nie geschehen, ich kann sie jedoch nicht ungeschehen machen.

Rückblick in das Jahr 2003. Es ist Frühjahr. Ich befinde mich in Bagdad und während amerikanische Cruise Missiles auf die Stadt abgeschossen werden – übliche tödliche Beiwerke moderner Kriege – sind wir Reporter zeitweise in einem Hotel im Zentrum kaserniert.

Zwischen Kampfpausen bringt mich unser irakischer Aufpasser in ein Spital am Stadtrand. Am Empfangsbereich sehe ich ein Kind liegen. Es ist von oben bis unten bandagiert. Neben dem Bett steht die Mutter. Sie erzählt, ihre Tochter sei bei den Bombenangriffen der US-Invasoren verletzt worden. Schwere Verbrennungen übersäen ihren kleinen Körper.

Es tut mir heute noch leid, damals nicht meinen Instinkten gefolgt zu sein. Mich damals nicht gefragt zu haben, wie kommt es, dass das Mädchen schwer verletzt ist, die Mutter nicht?

Am Abend des Besuches mache ich über dieses Mädchen einen Bericht. Erst Wochen später, nach Kriegsende, erfahre ich von meinem irakischen Aufpasser eine andere Version. Das Kind sei nicht durch eine Bombe verletzt worden. Das Mädchen hätte den Gasofen daheim umgestoßen, woraufhin der explodierte. Mein Aufpasser sagt: „Ok, it wasn't a bomb. But it was the fault of the Americans!“

Selbst wenn es nicht eine Bombe war, erklärt der Saddam-Husseins-Anhänger, schuld sei trotzdem die amerikanische Invasion. Denn deshalb fiel der Strom aus und ein Gasofen musste benutzt werden.

Kriegsrealität. Kriegsberichterstattung. Mein Fehler vor zwei Jahrzehnten. Ganz ohne KI oder Putins Fake News ...

Wer jemals eine fehlerfreie Kriegs-

berichterstattung gemacht oder gesehen hat, soll jetzt aufzeigen.

Ich glaube, es gibt sie nicht. Ich bin daher schwer davon zu überzeugen, die moderne Technologie würde die perfekte Kriegsberichterstattung bringen.

Jeder glaubt zu wissen, „die Wahrheit ist das erste Opfer des Krieges“. Diesen Spruch kennt jedes Kind. Es ist ein schöner Begriff. Präzise ist er im Krieg nicht.

Im Konflikt, meinte schon der Kriegstheoretiker Carl von Clausewitz, herrscht der „Nebel des Krieges“. Gefahren, Ängste und Planlosigkeit. Er hätte genauso gut hinzufügen können, im Nebel gibt es wenig „Daten“. Man weiß viel zu wenig. Meistens fehlen die letzten Beweise.

Daher arbeiten Reporter und -innen in Kriegsgebieten mit weniger heroischen Begriffen als der Wahrheit. Denn ich muss mir nicht lange überlegen, ob bei einem Angriff amerikanischer Mittelstreckenraketen irakische Kinder sterben könnten.

Ob bei einem Sturm jemenitischer Rebellen Zivilisten verletzt werden. Das ist die wahrscheinliche Wirklichkeit jedes Krieges.

Sie ist auch so einigen nicht genehm. 2003 hörte ich auch erstmals die Formel Embedment. Damals nahmen die US-Streitkräfte bei ihren Vorstößen Reporter mit. Es war Berichterstattung in Sicherheit. Im Gegenzug war man von Presse-Offizieren umgeben. Abgeschnitten von jeder Wirklichkeit des Krieges, was der tiefe Sinn des Embedments ist.

Diese Tradition lebt unverhohlen im Gaza-Krieg weiter: Die israelische Armee organisiert sogenannte Pressefahrten ins Kriegsgebiet. Die „Ausflugszonen“ sind begrenzt. Die Militärs „zeigen“ ihre Erfolge. Sie lassen keine Interviews mit palästinensischen Opfern zu. Das liegt eindeutig nicht in ihrem Interesse.

Zunehmend kann aber selbst eine mächtige Armee nicht verhindern, dass Blogger, Individuen oder Reporter des

Senders Al Jazeera, Eigentum des Emirats von Qatar, in Gaza präsent sind. Al Jazeera stellt seine Reporter vor Krankenhäuser und zerbombte Wohnblocks. Die Berichte der Journalisten blenden das Thema Hamas völlig aus. Als gäbe es diese Organisation nicht. Insofern sind sie auch embedded, nämlich auf der anderen Seite. Beide Kriegsparteien, Israel und Palästinenser wollen keine Grautöne, schon gar keine freie Berichterstattung.

Wie der Medienkenner Peter Weibel zynisch, aber treffend meinte: „Realität ist machbar, Herr Nachbar!“

Er hatte recht.

Angesichts des Chaos an Informationen, das daraus entsteht, will ich jetzt nicht die biedere klassische Kriegsberichterstattung überbewerten. Sie ist kein Wundermittel, aber ohne sie geht es nicht.

Daher lobe ich die Pressevertreter, die die israelische Armee aufgefordert haben, Journalisten ohne

Begleitung nach Gaza zu lassen. Die Reporter, die Hamas nicht zu Helden erklären. Die nicht nur zu Selenskys Presseauftritten gehen. Die darauf bestehen, ein russisches Visum zu bekommen, um aus dem Land selbst zu berichten. Meistens erfolglos.

So sehe ich das.

Doch so sehen es längst nicht alle.

Sicher, die klassische Kriegsberichterstattung im Zeitalter von Fake News und KI hat einen entscheidenden Nachteil. Sie ist teuer.

Reporter in ein Krisengebiet zu entsenden, verlangt beachtliche Mittel. Flüge, Automiete, Hotelkosten, Versicherungen und zunehmend Sicherheitspersonal, ein Phänomen der Neuzeit.

Wie oft wurde ich schon aus Kriegsgebieten abgezogen, nicht weil der Krieg zu Ende war, sondern weil die Buchhaltung meines Senders den Rotstift ansetzte. Daher klauen Soziale Medien gerne die Kriegsberichte von anderen. Das ist extrem kostengünstig.



Nicht nur Geld spielt eine Rolle.

KI-Algorithmen sind gefügig. Sie sind effizient. Sie stellen die Lage so dar, wie man sie gerne hätte. Sie sind die Pressesprecher der Zukunft. Darüber hinaus sind sie polarisierend und unterhaltsam. Was will man mehr?

Man könnte daher meinen, Nachrichten, produziert aus dem Computer, gehört schon allein deshalb die Zukunft.

Zum Glück funktioniert es nicht.

So stellt der Medienexperte David Cole am Beispiel der US-Wahlen in der „New York Review of Books“ fest, dass Internet-Verschwörer eine Nischenbranche sind: „Eine Studie zur russischen Internet-Propaganda während der US-Wahlen 2016 fand heraus, dass nur ein Prozent der User ungefähr 70 Prozent der Fake News sah. Die meisten davon waren Republikaner. Und auch diese informierten sich vorwiegend aus einheimischen (amerikanischen) Quellen. Die Studie fand wenig Grundlage für den Schluss, russische Propaganda würde zur Polarisierung in gewissen Haltungen und im Wahlverhalten führen.“

Die meisten Reporter sind alles andere als perfekt. Der schon so oft erwähnte Irakkrieg 2003 ist das beste Beispiel dafür, wie zu einer Zeit, als Soziale Medien noch kaum präsent waren, die Desinformation blühte. Der angebliche Besitz von irakischen Massenvernichtungswaffen wurde von den besten Zeitungen der Welt wie der „New York Times“ propagiert. Es war mit die Rechtfertigung für den sinnlosen Irak-Krieg. KI hatte damit nichts zu tun.

Hätte es damals schon ChatGPT gegeben, es hätte nicht schlimmer ausfallen können. Nur hat KI keinen Ruf zu verteidigen, der Journalismus hingegen schon ...

Dr. Antonia Rados, 1953 geboren in Österreich, ist seit 1990 bei den verschiedensten deutschen Medien als Krisen- und Kriegsreporterin tätig. Die meiste Zeit ihrer 40-jährigen Tätigkeit verbrachte sie in der Mediengruppe RTL. Antonia Rados berichtete als einzige deutschsprachige Journalistin 2003 über den amerikanischen Einmarsch im Irak. Sie hat mehrmals Reportagen im Krisenherd Afghanistan, in Iran oder Ägypten realisiert. Sie ist Autorin von mehreren Sachbüchern. Sie wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, zuletzt mit dem Hugo-Portisch-Preis.

## Monatsabrechnung

### Show-Business

Eigentlich klingt es nach einem Kabarett-Duo aus den 80er-Jahren: „Der Benko und der Marsalek“. Ein Duo, wo „Der G'scheite“ dem „Bleden“ erzählt, wie er das mit seiner Baufirma macht. Nämlich, dass seine Firma seiner neuen Firma Geld leiht, damit er sich mittels der neuen Firma wieder Geld von wem anderen leihen kann. Und damit eröffnet dann die neue Firma eine ganz neue Firma, für die er sich wieder Geld leiht, um die Geldgeber der vorigen Firma auszuzahlen. Und dann fragt der Bleden den G'scheiten: „Und was, wenn einmal die Zinsen steigen?“ Dann sagt der: „Blöde Frage! Was machst du denn mit deinem Geld?“ Darauf der Bleden: „Ich trag's zum Asiaten. Und die Differenz lass ich mir vom russischen Geheimdienst bezahlen.“ – „Geh, woher kennst Du denn Leute vom rusischen Geheimdienst?“ – „Na, übers BVT natürlich.“ Black. Lacher. Applaus. Das waren „Der Benko und der Marsalek“ ... wenn sie Kabarettfiguren gewesen wären.

Aber es gibt sie ja in der Wirklichkeit.

Und angesichts von zwei solch prominenten Österreichern, die in den letzten Monaten für Schlagzeilen gesorgt haben, fragte kürzlich Deutschlands führende Publikation für Selbstreflexion und Alkoholmissbrauch „Der Spiegel“, ob das spezielle Gebaren der beiden damit zusammenhängen könnte, dass sie Österreicher sind.

Ob nicht diese unterwürfige Bescheidenheit, die im weiteren Verlauf in Größenwahn kippt, ein ganz typisches österreichisches Charaktermerkmal sei.

Für einen Deutschen mag das wohl so sein. In einem Land voller plärrender Angeber und lautstarker Ich-bin-so-geil-Propheten, deren Hauptargument „Das ist mein gutes Recht“ lautet, ist eine gewisse Bescheidenheit naturgemäß verdächtig. Erst recht, wenn man damit auch noch Erfolg hat.

Könnte aber auch am deutschen Umfeld liegen, das dem Austriaken alles glaubt, was der so erzählt, gerade, weil er nicht ganz so laut ist.

Aber Selbstkritik ist genauso wenig eine deutsche Tugend wie zweideutige Andeutungen, Ambiguitätstoleranz oder gutes Benehmen im Urlaubsland. Es gibt eben einen Grund, warum es nirgendwo auf der Welt heißt: Dezent wie die Deutschen.

Ob die österreichische scheinbare Selbstbescheidung eine spezielle austriakische Taktik ist, die die eigentlich

dem Individuum innewohnende Herrschsucht ummanteln soll, kann man nicht mit Bestimmtheit sagen. Klar ist, dass man hierzulande sehr bescheiden ist. Überdurchschnittlich bescheiden. Wir sind die bescheidenste Nation der Welt. Mit unserer Bescheidenheit könnte man Stadien füllen.

Wahrscheinlich sind also nur die Vorzeichen verkehrt:

Die Deutschen sind zuerst laut und größenwahnsinnig und nach dem Scheitern zerknirscht, die Österreicher aber erst zerknirscht und danach größenwahnsinnig. Vereint sind sie im Hochmut.

Denn auch wenn man sich über Land und Regierung beschwert, fallen doch irgendwann Sätze, die anfangen mit „Man kann natürlich nicht die Maßstäbe ansetzen, die wir hier haben ...“ oder „Die ganze Welt beneidet uns ...“ und andere Mantras,

die „uns“ das Gefühl vermitteln sollen, dass „wir hier“ die Crème de la crème sind. Oder das Gelbe vom Ei, die Schimmelblume auf dem Naturjoghurt der Welt oder sonst irgendein fragwürdiges Vergleichsobjekt aus dem Bereich der Kulinarik. Und das funktioniert herrlich, wenn man sich weigert, einen Blick über den eigenen Tellerand zu werfen.

Dass die skandinavischen Schulkinder weitaus mehr drauf haben als die, die durch unser Bildungssystem geschleust wurden, wird ignoriert. Dass Bhutan, Lesoto und Albanien ihren Strom zu hundert Prozent aus erneuerbaren Energien produzieren, hat man noch nie gehört. Und dass in Ruanda, Neuseeland und Nordmazedonien mehr Frauen im Parlament sitzen als in Österreich oder Deutschland, das ist doch egal.

Und doch beschleicht einen das Gefühl, dass man vielleicht gar nicht so großartig ist. Und auch gar nicht so wichtig.

Umso besser, wenn da jemand kommt und einem ein großartiges Projekt verspricht. Eins, das die eigene Wichtigkeit so richtig zur Geltung bringt. Ob jetzt in Immobilien oder elektronischer Finanzdienstleistung ist zweitrangig. Hauptsache, er erzählt uns weiter von der eigenen Großartigkeit. Ach, das klingt so schön ... und ist dabei gar nicht so laut. Mach weiter!

Doch plötzlich geht das Licht an und der Sketch ist vorbei.

Kein Applaus.

SEVERIN GROEBNER

Severin Groebner ist Kabarettist und Autor („Lexikon der Nichtigkeiten“). Alles Wissenswerte über und von ihm gibt es auf [www.severin-groebner.de](http://www.severin-groebner.de).

Foto: Dominik Reichenbach



Edward spendierte seinen Motiven durch ein, zwei wohlgesetzten grauen Dreiecken ein wenig mehr Dramatik.

Cartoon: Dirk Meissner

## Die Meme-alyse

### Katzen und Musik

Die durchschnittliche Katze verrät nicht viel über ihren Musikgeschmack. Das geht den Menschen nichts an, genauso wie warum man da jetzt geisterhaft ins Leere starrt oder warum das sonst immer beliebte Futter plötzlich nicht mehr mundet. Oder eigentlich der ganze Rest des kuriosen Katzenverhaltens.

Im Internet jedoch versucht man zumindest manchen Felinen auf die musikalische Schliche zu kommen. Gewisse Vorlieben kann man an einem Instagram-Account namens „Cats on Synthesizers in Space“ ablesen: Er hat schon die unterschiedlichsten Katzen dabei erwischt, wie sie Tasten und Knöpfe des – natürlich schwebenden – elektronischen Instruments bedienen. Mitunter auch nur durch die schiere Kraft des Katzenschneidens, das trägt und doch schöpferisch auf dem Gerät ruht. Die Positionierung der Kamera im schwerelosen Weltall wirft nur für Kleingeister Fragen auf.

Das würde nun also dafür sprechen, dass Katzen sich am Klang der 80er-Jahre am meisten erfreuen, womöglich sogar an Liedern der Pet Shop Boys.

Ein anderes Netzdokument bringt diese These ins Wanken. Es ist das Foto einer ausgesprochen flauschigen Katze, die den Kopf in den Nacken legt, das Maul aufreißt und die Augen zupresst. „Schnell, ohne Nachdenken: Welches Lied singt diese Katze?“ Nicht wenige antworten auf diese Frage mit Whitney Houstons Schmetterballade „I Will Always Love You“. Das ist natürlich falsch. Ganz deutlich ist an Zahnstellung, Lidensgrad und Brustkorb-Niveau erkennbar, dass dieses rundliche Tier „Nessun dorma“ („Keiner schlafe“) singt. Tatsächlich entstößt sie sich gerade die triumphale Zeile „All'alba vincero!“.

Es handelt sich übrigens um eine Probe für die Vorstellung um 3 Uhr Früh vor der Schlafzimmertür. Man kennt ja den Spruch: „Solange die dicke Katze singt, ist die Oper nicht vorbei.“

In der Dokumentation „Aristocats“ des angesehenen Tierforschers Waldeemar Disney wird von den vierbeinigen Protagonisten einmal Folgendes gesungen: „Katzen brauchen furchtbar viel Musik (...) Jedermann liebt Katzenmusik und pfeift gleich mit / Die andre Musik ist nur Verschnitt“. Einen authentischen Beleg dafür hat ein Mann namens The Kiffness geliefert. In Kapstadt sammelt er Aufnahmen von Katzen, die unabsichtlich in Menschengesprache singen und unterlegt sie mit reschen Beats. Ein Song der Kollektion ist zum veritablen Hit geworden, mit dem er nun sogar auf Welttournee gehen wird. Der knappe Liedtext lautet: „Sometimes I'm alone, sometimes I'm not, Sometimes I'm alone, hello?“, die elegante Atonalität unterstreicht den existenzialistischen Charakter noch. Eine außerordentliche Vertreterin der Musikrichtung Miaulanholie.

CHRISTINA BÖCK

